Auf der Glückswoge.

Roman von Bernhard Frey.

(5. Fortsetzung.)

Con amore.

Ein warmer Lenzregen war gefallen, nun war der Himmel blau und klar, die Luft mild und doch nicht schwül und drückend. —

Herrliches Reisewetter, sagte Gerhard Palmer und schnallte den letzten Riemen seiner Wandertasche von weichem Leder zu, das gibt ein schönes Wandern durch das Gebirge, — ich lechze förmlich nach freier Luft, nach Bewegung!

Du sagst, du willst nur ein paar Tage fortbleiben, bemerkte seine Mutter, die Reste eines reichlichen Frühstücks forträumend, aber euch Künstlern ist darin nicht zu trauen. Ich werde es nicht vergessen, wie du im vergangenen Frühjahr mit Angelus eine Partie machtest—nur auf ein paar Tag ins Gebirge, wie es ausdrücklich hieß, jeder ein Hemd und ein paar Socken in der Reisetasche — und schließlich gingt ihr von Tirol aus nach Oberitalien und saßet vierzehn Tage in Venedig,—und ich hatte das Geld nachzuschicken!

Palmer lachte hell auf.

Ja, ja, das war ein lustiger Geniestreich! Aber Angelus war ein solch fideler, unternehmender Kumpan—auf dem Wegweiser lockte die Inschrift so unwiderstehlich: nach Mittenwald! Das schöne Tirol, da lag es uns auf dem Wege, wie mit Händen zu greifen, und wir hätten nicht hinein sollen? Ist man aber erst einmal so weit, dann ist es nur ein Sprung ins Italienische, es wäre Sünde gewesen, ihn nicht zu thun! Angelus und ich stellten uns unterwegs dein halb belustigtes, halb ärgerliches Gesicht vor bei Kenntnißnahme dieses Impromptus! Diesmal aber ist es etwas anderes, der Versucher fehlt, ich bin allein, und fände ich auch Gesellschaft, ich wäre doch in wenigen Tagen wieder hier. Freilich, die Stunde kann ich dir nicht bestimmen, ich will recht con amore reisen!

Gerhard, was heißt con amore auf deutsch?

Wörtlich übersetzt heißt es: mit Liebe! Er hielt einen Augenblick inne, im Stillen betroffen, wie gut das stimmte! Für gewöhnlich versteht man darunter ein behagliches Sichgehenlassen, ohne Haß und Unruhe.

Nun, das ist dir zu gönnen nach der angestrengten Arbeit der letzten Zeit, du bist sehr fleißig gewesen, mein Sohn! Daß du mir das Bild des todten jungen Mädchens, das du begonnen hast, nicht zeigen willst, thut mir sehr leid, aber sei es! Ich will geduldig warten, bis es fertig ist!

Diese Entsagung ist zu loben, liebe Mutter! Und nun — vergiß nicht, die neuen Eichenholzmöbel für das Speisezimmer genau so aufstellen zu lassen, wie ich es dir angab, die Teppiche werden ebenfalls morgen ankommen.

Die alte Frau schüttelte den Kopf.

Wenn ich wüßte, was in dich gefahren ist! [illegible] uns ist dir mehr gut ge[illegible]el waren doch noch so [illegible]test sie vor ein paar Mona[illegible]och! Lieber Gott, du kannst [illegible] haben, wer so viel Geld verdient, wie du, und ein solides Vermögen besitzt, braucht sich nicht zweimal zu besinnen, und besser ist es immer, sich seine Häuslichkeit schön auszustatten und sein Geld in Möbeln anzulegen, als in diesen schauderhaften Spielhöhlen zu vergeuden, von anderen Lastern ganz zu schweigen! Mich dünkt aber, für uns beide war das bisherige fein genug, — du bist mehr im Atelier als daheim, und ich alte Frau wage es gar nicht, mich im Salon auf die Polster von gepreßtem Sammt zu setzen —

Vielleicht kommt mit der Zeit eine junge Frau darauf zu sitzen, meinte Gerhard philosophisch.

Frau Palmer hätte beinahe eine Karaffe mit Wein, die sie in der Hand hielt, fallen lassen, ihre Augen wurden ganz groß und eine rasche Röthe färbte ihre Wangen.

Gerhardchen, Gerhardchen, ach Gott, was hast du gesagt? Sprich es noch einmal aus, mein einziger Sohn, daß du deiner alten Mutter die große, große Freude machen willst! Nein, ich muß mich setzen, mir ist der Schreck in die Glieder gefahren, ich zittere an Händen und Füßen! Und ich dachte bestimmt, ich erlebte es nicht mehr an dir! Du bist so ruhig und siehst über die hübschen Mädchen weg, als wären es Zaunpfähle! Gott, wenn ich wüßte, wer es ist! Aber natürlich, du sagst es nicht, dazu kenne ich dich schon genug! Hübsch muß sie sein und gescheidt, und um die Wirthschaft muß sie sich kümmern — wenn's nur keine Süddeutsche ist! Nein, nein, ich sehe es noch gar nicht kommen, ich will mich lieber gar nicht darauf freuen — es wäre zu schön!

Ganz erschöpft hielt sie inne, die Weinkaraffe zärtlich mit beiden Händen umschließend, die Augen feucht vor Bewegung.

Wir wollen uns beide gedulden, sagte Gerhard und küßte sie herzlich auf beide Wangen, noch ist nichts bestimmt, und es ist eigentlich nicht richtig von mir, es anzudeuten — dein lieber Sohn hält sich keineswegs für unwiderstehlich! Aber nun Adieu, ich muß fort!

Und ich bleibe hier mutterseelenallein sitzen mit dem Geheimniß auf dem Herzen! Kind, daß du mir so etwas anthun konntest; zuerst sagst du es und dann nimmst du es zurück! Aber ich gebe die Hoffnung nicht auf, und daß ein Mädchen dich nicht nehmen könnte, daran ist nun schon gar nicht zu denken! Also du gehst wirklich? Reise glücklich, Gerhardchen, und suche einen schönen, stillen Platz aus für uns — Wasser und Berge, du weißt, wie ich es gern habe! Vergiß auch nichts von deinen Sachen, sechs buntgeränderte Taschentücher hast du mitgenommen —

Gerhard war schon zur Thür hinaus, Frau Palmer blieb kopfschüttelnd und leise für sich weiterredend zurück. — —

Auf dem weiten Starnbergersee wehte ein frischer Wind, das stattliche Dampfschiff, die „Bavaria", zog weiße Schaumfurchen in die klare Fluth, am Ufer blühten die Obstbäume, die Landungsbrücken in Leoni, Tutzing und Possenhofen standen dicht voller Menschen, und das Gebirge, das am Beginne der Fahrt in nebelhaft verschwommenen Umrissen herübergedämmert war, rückte näher und näher, schon sah man die keck gebogene Zugspitze scharf in den blauen Himmel aufragen, und in Seeshaupt angelangt, begrüßte Gerhard seine geliebten Berge, die von violettem Duft umschleiert, im vollen Sonnenschein gebadet da lagen. Es that ihm leid, den Bahnzug bis Penzberg benutzen und den ersehnten Anblick so lange entbehren zu müssen; froh sprang er nach beendeter Fahrt hinaus und fand alsbald einen leichten Einspänner vor, der ihn in einer guten Stunde bis Kochel bringen sollte. Das war eine herrliche Fahrt! Immer dem Gebirge entgegen, den dunkeln Tannenwäldern, den mit kräftigem Unterholz bestandenen Felspartieen, an dunkelgebräunten Bauernhäusern vorüber, hinein in die grünen Berge! Würzig milde Abendluft wehte um Gerhards erhitzte Schläfen, er hatte den Hut abgenommen, seine Brust weitete sich in tiefen, wohligen Athemzügen. Kinder liefen mit zutraulichem „Grüß Gott" an ihm vorüber, er warf ihnen kleine Münzen zu und lachte sie an — ihm war glückselig zu Sinn. Sein Kutscher sprach ausführlich zu ihm im unverfälschten bairischen Dialekt, er antwortete freundlich, aber zerstreut, seine Gedanken waren weitab von dem guten Jahr, das man heuer zu haben hoffe, und von den Wirthshäusern, die an der Straße lagen.

Glutroth versank der Sonnenball und der Himmel schwamm in einem Meer von Farbentönen; ringsum alles in gesättigter Schattirung, keine grellen, unvermittelten Gegensätze, alles friedvoll und harmonisch; mit leisem Schwirren strichen die Vögel durch die Luft, ein fernes Ave-Maria-Läuten kam traumhaft, in abgerissenen Tönen herübergeschwebt und verzitterte in leisem Klagen, am Waldrande plauderte ein geschwätziges Quellchen, die klopfende Pulsader des Gebirges, sein eintöniges Ritornell, träumerisch nickten junge Frühlingsblumen dazu den Tact im fächelnden Abendwind!

Katharine! Es war Palmer zumuthe, als müßte er die Hand ausstrecken, und als müßte eine kleine weiche Rechte sich schüchtern und doch vertrauend hineinlegen, als müßte er, sich seitwärts wendend, in zwei wunderschöne, wohlbekannte Augen sehen, er glaubte zu fühlen, wie der kleine blonde Kopf sich wie ein gefangenes Vögelchen an seine Brust schmiegte und er seine Lippen herabsenkte auf das duftige, seidene Haar.

Der Frühlingsabend schickte weiße Nebel, die sich wie flatternde Schleier herabsenkten, als wolle die junge Natur in all ihrer Lenzpracht verschämt ihr Antlitz verhüllen; tiefe Schatten lagerten überall, auf weichem Waldwege verklang das Rollen der Räder, der Fuhrmann hatte aufgehört zu sprechen und zu pfeifen, jetzt noch ein paar hundert Schritte und die Ortschaft Kochel war erreicht. Der Wagen hielt vor einem ländlichen Wirthshause, das einen stattlichen, hochaufragenden Maibaum vor seiner Thür hatte.

Gerhard Palmer war ein Frühaufsteher, Hand und Auge erfrischt, gestärkt durch gesunde Nachtruhe, konnte er sich oft mit Feuereifer an die Arbeit machen, und grade in diesen ersten Morgenstunden leistete er sein Bestes. Wie er jetzt rüstigen Ganges um die sechste Stunde Kochelsee hinunterschritt, lag der Morgennebel gleich weißen Tüchern auf Gebirg und Wald. Hier und da war das Tuch in Fetzen gerissen, die nun haltlos hin und her flatterten, in wilder Flucht vor den siegreichen Sonnenstrahlen. Dort lugte eine Bergwand hervor, ein majestätisches Gebirgshaupt hatte die Nebelkappe abgenommen und blickte nun ernsthaft ins Thal nieder, schwarzblau ragten die Tannenwände in den Wolkendunst. Der liebliche See schlief noch wie traumumfangen, weiße luftige Gebilde schwebten über der ruhigen Wasserfläche, bis auch hierher die Sonne kam und die Luftgestalten vor sich herjagte und die leisen Uferwellchen küßte, daß sie goldig zu glitzern begannen.

Schöne Fahrt über den schweigenden See, der mehr und mehr sein Bergprofil enthüllt, bis der junge Tag den Kampf bestanden hat und Alleinherrscher ist allüberall!

Wie bist du so schön, o, du weite, weite Welt! singt Gerhard Palmer vor sich hin, wie er den Nachen verläßt und zu wandern beginnt, nicht zu rasch, nein, mit ruhigem, gleichmäßigem Schritt; er ist ein guter Gebirgswanderer, er weiß, daß man seine Kräfte zurathe halten muß und nicht anfangs gleich zu rüstig ausschreiten darf, soll man nicht bald ermüden.

Ein an malerischen Schönheiten reiches Bild bietet der Gang über den Kesselberg, — und nun gar in dieser strahlenden Frühlingspracht! Was gilt es Gerhard jetzt, daß Busch und Baum ringsumher das verrufene „Giftgrün" tragen, das den Malern so antipathisch ist, weil sie es nicht brauchen können für ihre Landschaften! Der Wind rührt leicht in den Zweigen und schüttet blitzende Tautropfenschauer auf ihn herab, —es belebt sich der Wald, — im Baumgrün hüpft und schlüpft es, singt es und klingt es. Jetzt ist er bei dem Wasserfall angekommen, er kennt ihn von früher, und wie er sein Rauschen hört, lächelt er, trocknet sich die Stirn — denn es beginnt warm zu werden — und eilt ihm entgegen! — — Ungestüm stürzt sich das Wasser aus der Höhe herab, — es sickert perlend an den Felswänden nieder, besprengt die üppig grünen Farnkräuter, die ihre feingefiederten Wedel aus jeder Spalte hervordrängen, und sendet dann wieder, von keinem Hinderniß aufgehalten, einen kräftigen, eiskalten Strahl nieder, bis dunkle Tannenarme ihn auffangen und seine Kraft mildern.

Auf die kahle Brust des Felsens malt der Sonnenstrahl, sich im Wassergeriesel brechend, bunte Regenbogenfarben, und dicht daneben auf schwankem Fichtenast, der von der Erschütterung des Wassersturzes leise zittert, singt eine Schwarzdrossel ihr Morgenlied und flüchtet nicht, als sie Palmer gewahrt; wie schwarze Perlen blitzen des Vögleins Augen, und wieder schickt es seine schönsten Triller zu dem Wandersmann hinüber, der regungslos steht, es nicht zu verscheuchen!—

Weiter, weiter, bergauf, immer bergauf, — die Sonne steigt, der Wald wird lichter, der Weg allmählich eben; wilde, frühblühende Rosen nicken am Wege, Gerhard bricht ein Sträußchen und steckt es sich an den Hut, — er kennt sie wohl! Das sind die Rosen des Walchensees!

Noch hundert Schritte, dann ist er erreicht! Tief melancholisch, wie ein Gedicht der Einsamkeit, ruht der tief grüne See geheimnißvoll in des Gebirges Umarmung. Selbst jetzt, im hellsten Sonnenschein, lag er weltfremd und traurig, voll schwermüthiger Poesie da, das Wasser so dunkel gefärbt, daß man den Gebirgsbewohnern glaubt, wenn sie erzählen, der Walchensee sei unergründlich tief und gebe nie ein Menschenleben, das in seinen Wassern zu Grunde gegangen, wieder. Gefährlich ist er wegen der Stürme, die sich in unglaublich kurzer Zeit über dem Wasserspiegel zusammenziehen und in wildem Wirbel einander bekämpfen, da sie aus dem rings verschlossenen Gebirgskessel so bald nicht den Ausweg finden, — dadurch entstehen die bedrohlichen Gegenströmungen, gegen die selbst erfahrene Schiffer oft hoffnungslos ankämpfen; ohne Rettung zieht der kochende Strudel sie in die bodenlose Tiefe. —

An diese verhängnißvollen Eigenschaften des Sees gemahnt heute aber nichts. Entzückt schlägt Gerhard den Blick empor und grüßt seine alten Bekannten: das Karwendelgebirge, den trotzigen Wetterstein, rechts den gewaltigen Herzogenstand, dann gleiten seine Augen prüfend am Ufer entlang — dort drüben, wo die verstreuten weißen Pünktchen leuchten, findet er sicher, was er sucht: ein behagliches, stilles Sommer-Asyl für seine Mutter und sich.

Der weite Gang hatte Gerhard einen gesunden Appetit verschafft, im Jägerhäuschen zu Uhrfeld bereitete man ihm ein wohlschmeckendes Frühstück, er verzehrte es im Freien, stieg dann zum Badehäuschen hinab und tauchte in die eiskalte, krystallklare Gebirgsfluth, die ihn bis in die Seele hinein erfrischte. Bis Mittag kletterte er in den Bergen umher, warf mit geübter Hand hier und da ein Motiv in sein Skizzenbuch und verfiel dabei auf eine wunderliche Idee, die er alsbald ausführte: mitten aus einem still ruhenden Wasser, das alsbald durch die Bergformationen des Uferrandes als der Walchensee kenntlich wurde, tauchte ein reizendes Köpfchen empor: die Nixe des Walchensees! Spähend und lauschend hob sie sich empor aus der spiegelklaren Welle, als wolle sie sich versichern, daß kein Mensch sie beobachte, wie sie sich scheu hervorwage aus ihrer dunkeln Tiefe; geheimnißvoll wie der See blickten ihre Augen, und auf der regungslosen Fluth schwamm ihr gelöstes, üppiges Lockenhaar hinter ihr her, während eine flinke Libelle ihre Stirn umkreiste.

Es war ein hübsches, wohlgelungenes Bildchen, Gerhard setzte sorgfältig das Datum darunter und lächelte in sich hinein, wie ihm das liebe, süße Gesichtchen so überall entgegenblickte—selbst aus dem Spiegel des Sees.

Gegen Abend erst, als die stechende Hitze des Maitages — denn man schrieb bereits den vierten Mai — einigermaßen nachgelassen hatte, trat der Maler seine Entdeckungsreise nach einem Sommerlogis an. Ein rüstiger Schiffer lenkte den schmalen Kahn, der glatt über den See dahinschoß, welcher allmählich eine schwarzblaue Färbung annahm. Roth beleuchtet glühten die Bergkuppen, auf den höchsten Gipfeln der fernliegenden glänzte der Schnee. Nun war man bis zu den weißen Punkten gelangt, die Gerhard von Uhrfeld aus gesehen hatte, er gebot dem Manne, Halt zu machen, lohnte ihn reichlich ab, denn er wollte den Rückweg zu Fuß zurücklegen, und stieg an's Land.

Die Häuser dicht am Uferrande ließ er unberücksichtigt; es mußte feucht hier sein, und die unmittelbare Nähe des Wassers würde seiner Mutter nicht zusagen. Aber dort — ein paar Hundert Schritte rechts — leuchtete es von einer mäßigen Anhöhe herab weiß aus dichtem Laubwerk und Gebüsch — er ging näher, richtig, es war ein hübsches Haus, das dort oben lag, solide gebaut, anscheinend geräumig, das Sallet auf den See hinausblickend, mit breitem Giebel, der mehrere Zimmer zu enthalten schien.

Gerhard umging, immer noch in ziemlicher Entfernung, das Haus am Fuße der Anhöhe und musterte es noch einmal von allen Seiten mit kritischen Blicken; daß einige Räume darin zu vermiethen sein würden, nahm er mit Bestimmtheit an. Ein Privathaus war es nicht, dazu war es bei aller Behaglichkeit zu einfach, sehr viele der wohlhabenden Bauern bauten solche Häuser und vermietheten sie gern an Sommergäste; jetzt war es noch sehr früh im Jahr, Gerhard wollte gut zahlen und gehörte sammt seiner Mutter keineswegs zu den Anspruchsvollsten.

Ja, hier würde es ihnen gefallen! Hier der Blick auf den See mit seiner Gebirgseinfassung, im Hintergrunde, gleichsam mit der Hand zu greifen, die grünen Berge, das ganze Haus wie eingesenkt in blühende Obstbäume und grüne Büsche, die einem ziemlich großen Garten angehörten, welcher es von drei Seiten umgab. Gerhard nickte beifällig und schickte sich eben an, die Anhöhe zu ersteigen, als eins der Giebelfenster, die im Abendsonnenschein wie Gold blitzten, sich plötzlich öffnete und ein Kopf sich weit hinausbog, als wolle er mit einem einzigen Blick See und Gebirge umfassen.

Der Maler hatte sehr scharfe Augen, er konnte von seinem Standpunkt aus, ohne selbst gesehen zu werden, die Züge des Gesichts deutlich unterscheiden; im ersten Augenblick fuhr er zurück wie vor einer Geistererscheinung, dann öffneten sich seine Augen weit in unsäglichem Erstaunen und schauten—schauten, als seien sämmtliche Sinne in diesem einen vereinigt.

Ein thaufrisches, liebreizendes Mädchengesicht, lange braune, weich herabfließende Locken, die geringelte Spitze goldig schimmernd, große dunkelblaue Augen — er kannte dieses Antlitz Zug für Zug, er hatte es studirt mit voller Hingebung, er hatte ja Tag um Tag daran gemalt.

War es möglich? Konnte es eine so täuschende Aehnlichkeit geben? Er sah und sah — alles stimmte genau, alles! Selbst das blaue Kleid, auf welches die weichen Locken herabrollten, legte Zeugniß ab für seine Ueberzeugung, indessen, das konnte Zufall sein! Denn es war ja undenkbar, unmöglich, daß diese Verstorbene—

Hatte sie eine Schwester? Dann würde der Jammer des alten Mannes nicht so herzerschütternd gewesen sein? Konnte es aber eine so überraschende Aehnlichkeit geben? fragte er sich nochmals. Er trat vorsichtig näher, sein Herz schlug laut, als wandle er auf verbotenem Wege.

Das junge, schöne Wesen am Fenster lehnte sich noch einmal weit über die Brüstung und spähte den See hinauf und hinab, als erwarte sie, daß sich ihr dort etwas zeige; dann knüpfte sie langsam, wie mit zögernder Hand, ein rothes Tuch, das dicht neben dem Fenster um einen dort befestigten Pflock geschlungen war, los und zog es zu sich herein; grade versank im Westen die Sonne. Sie warf die langen Locken, die über ihrer Brust herabflossen, zurück und klirrend schloß sich das Fenster.

Drunten stand der Maler, athemlos, verdutzt, als habe er eine Vision gehabt— aber eine Natur wie die seine, besonnen und thatkräftig zugleich, verharrt nicht lange in solchem Zustande; entschlossen richtete er sich auf, gewillt, dem Räthsel auf die Spur zu kommen, die Bekanntschaft seines „Bildes" zu machen oder wenigstens näheres über die junge Dame in Erfahrung zu bringen.

Er erstieg rasch die Anhöhe und hatte bald den Eingang des Hauses vor sich. Rechts und links standen zwei mächtige Apfelbäume, mit rosigweißen Blüthen bedeckt, seitwärts eine grün angestrichene Bank, davor ein Tisch, es war kein lebendes Wesen zu sehen, die Hausthür war halb geöffnet. Gerhard sah in einen dämmerigen Flur, im Hintergrunde desselben führte eine schmale Treppe offenbar zu den Giebelzimmern empor.

Ein leises Geräusch hinter ihm ließ ihn rasch umblicken. Ein Reh, ein zierliches, zahmes Reh, ein Glöckchen an rothem Bande um den Hals tragend. Es beschnupperte ihn mit feuchten Nüstern, und seine klaren, braunen Augen blickten furchtlos zu ihm in die Höhe. Grade als er sich zu dem schlanken Thierchen niederbeugte, knirschte der Sand unter festerm Tritt, und umblickend, gewahrte Gerhard einen stattlichen, hochgewachsenen jungen Burschen in der Landestracht der Gebirgsbewohner, Lodenjoppe, Spitzhut und kurzen Strümpfen, welche die kräftigen Kniee freiließen. Sein Gesicht war auffallend fein geschnitten, es durchfuhr Gerhard flüchtig, als habe er diese großen, ernsten Augen schon irgendwo gesehen, er konnte sich aber nicht klar werden, bei wem, und er sagte sich innerlich sofort, daß er noch ganz unter dem Eindruck der letztvergangenen Begebenheit stehe und überall Aehnlichkeiten entdecke.

Die zuversichtliche, fast stolze Haltung des jungen Menschen, sein keck aufgedrehter blonder Schnurrbart, der ruhig fragende Blick ließen den Maler unwillkürlich die höflichste Form wählen.

Sie verzeihen, begann er, sind Sie der Herr dieses Hauses?

Der Bursche starrte ihn an, als spräche er chaldäisch.

Ist das Haus Ihr Eigenthum oder gehört es Ihren Eltern?

Wieder dasselbe Schweigen.

Sind Sie taub? fragte Gerhard jetzt ärgerlich.

Na! kam es gemächlich unter dem blonden Schnurrbart hervor.

Warum antworten Sie mir denn nicht?

I mog nimmer!

Ehrliches Bekenntniß! Sie sind exemplarisch höflich, junger Mensch! Vielleicht lassen Sie sich doch herbei, mir eine einzige Frage noch zu beantworten: Vermiethen Sie in diesem Hause eine Sommerwohnung an gut zahlende Gäste?

Na! 's Häusle is nimmer zu haben! 's wohnt g'nuag Leut' drin von uns!

Nur von Ihnen? Das kann ich kaum glauben! Gehört die junge Dame da oben vielleicht auch zu Ihrer Familie?

Eine jähe Röthe schoß dem Burschen ins Gesicht, er trat einen Schritt zurück und rückte herausfordernd an seinem breiten Ledergurt, als ob er nicht übel Lust hätte, den unwillkommenen Frager handgreiflich zurückzuweisen.

Das geht niemand etwas an, wer bei uns wohnt, es ist unsere Sache!

Er sagte es, wie sich plötzlich besinnend, in kalt-höflichem Tone und in einem so reinen Deutsch, ohne jede Spur von Dialekt, daß Gerhard sich erstaunt umsah, als spräche ein Anderer zu ihm.

Mit scharfem Blick musterte er noch einmal die ganze Erscheinung; die groben Schuhe waren von derbem Leder, aber der Fuß, der darin steckte, klein, die Hände sonnenverbrannt, aber fein geformt und weder verarbeitet noch rauh, die Haltung kühn und selbstbewußt. Offenbar war es kein „Salontiroler", den er vor sich hatte, einer jener Städter, die es lieben, sich ins Nationalcostüm zu stecken und die man auf den ersten Blick erkennt. Aber ein gewöhnlicher Bauernbursche war der junge Mann eben so wenig.

Ich werde Ihnen weiter nicht lästig fallen, sagte Gerhard jetzt ruhig, wenn Sie mir sagen können, daß Sie der Herr dieses Hauses sind oder in seinem Namen zu mir sprechen.

Dazu bin ich nicht im Stande. Die Antwort kam zögernd, als habe die Wahrheitsliebe und das Verlangen, das Verhör zu beenden, einen kurzen Kampf miteinander bestanden.

Dann möchte ich doch noch mit Ihrem Vater reden oder wer sonst der Eigenthümer dieses Hauses ist.

Der ist zum Glück nicht daheim und— Toni, Toni, sei net so jach! ließ sich die begütigende Stimme eines alten Mannes vernehmen, der unbemerkt von den Beiden um die Ecke gebogen war, eine derbe, untersetzte Gestalt mit pfiffigem Gesicht. Wann der Herr da fragt—

Nach was hat er g'fragt? unterbrach ihn der Jüngere hastig, und seine bleichen Wangen rötheten sich wieder. Ob 'm Häusle Platz wär für Stadtleut', und das is nimmer, Ihr wißt's grad so, und wenn's noch zehn Stüble hätt' und jed's Stüble wär' mit Goldstück belegt! I hab's g'sagt, und jetzt red't Ihr weiter mit'n Herrn, wißt ja selber, daß 's net sein darf — net sein darf!

Damit drehte er den Beiden trotzig den Rücken und ging rasch, ohne noch einen Blick hinter sich zu werfen, ins Haus, die Thür dröhnend hinter sich zuwerfend.

Der Alte warf einen verlegenen Blick auf Gerhard und schob die Mütze unsicher auf sein rechtes Ohr.

's is schon so! sagte er endlich.

Also nicht zu vermiethen, und wenn man euch die Stuben mit Gold auslegen wollte? Ja, dann ist freilich nichts zu machen! Curiose Leute Ihr! Euren Sohn müßt Ihr aber höflicher erziehen!

Der Alte zuckte die Achseln.

Der Toni is net mein — is mei Pflegsohn. Macht's Leben net leicht, is alleweil bei d' Städtischen mit G'schwätz und G'red! 's is schon so!

Also ihr habt viel Städter hier?

Viel? Na!

Gerhard merkte dem Manne die Unruhe an, das ängstliche Bemühen, nicht zuviel zu sagen, — zudem that sich jetzt die Thür ein wenig auf, und der Toni winkte dem Alten, er möge hereinkommen. Dem Maler widerstand es, noch länger den unwillkommnen Frager und Forscher zu spielen, trotzdem er das Räthsel, welches jedenfalls in diesem Hause verborgen war, gar zu gern gelöst hätte. Er lüftete daher leicht den Hut vor den Beiden und ging, ohne die charakteristische Gebärde zu gewahren, mit welcher der Toni hinter ihm drei Kreuze in die Luft schlug. — Am Fuß des Berges sah er noch einmal nach dem Giebelfenster hinauf, aber es zeigte sich dort nichts mehr, und nach einigen Minuten geduldigen Harrens schritt er weiter am Ufer entlang, seine Entdeckungsreise nach einer Sommerwohnung fortzusetzen. — Er hatte lange zu suchen, die meisten der Häuschen erwiesen sich selbst für seine geringen Ansprüche zu eng und klein, und in einem Gasthaus mochte er sich nicht einquartieren. So romantisch gelegen und hübsch gebaut wie jenes Häuschen auf dem Berge, das sein scharfes Auge zufällig inmitten seiner Obstbäume entdeckt, wollte sich kein zweites finden; Gerhard sagte sich, daß trotz der erhöhten Lage das kleine Gebäude jedem Fremden entgehen mußte, wenn das Laub, welches dasselbe so massenhaft umgab, sich noch mehr verdunkelte und verdichtete, — dies lag offenbar auch in der Absicht der geheimnißvollen Bewohner. Er gab das Räthsel nicht auf, — im Gegentheil, er war entschlossen, demselben, wenn auch auf anderem Wege, auf die Spur zu kommen.

Nach langem Wandern stieß er endlich auf ein freundliches kleines Haus inmitten eines hübschen Gärtchens und wurde mit den Besitzern — einem jungen Ehepaar — alsbald über den Preis von zwei saubern Stübchen einig; ein Gasthaus lag in der Nähe, und befriedigt trat Gerhard den Heimweg an, nicht ohne in zwangloser Weise seine künftigen Wirthsleute über das kleine Haus auf der Höhe ausgeforscht zu haben. Sie wußten wenig zu sagen: Die alten Leutchen lebten still für sich, der Toni, ihr Pflegesohn, sei „a schneidiger Bua", der viel mit Fremden und Städtern zu thun habe, weshalb er auch „die fürnehm G'sprach" rede und gern in Büchern lese. Von einer schönen, jungen Dame wußten die Leute nichts zu erzählen, es sei möglich, daß eine „droben" wohne, es sei aber gehörig weit von da bis zu ihnen, und sie hätten alle vollauf zu thun, man könne sich nicht so genau um einander kümmern. Fremde kämen ja im Sommer — um diese frühe Jahreszeit selten — in Schaaren her, um den See und die Berge zu sehen, da fahre denn Kahn bei Kahn auf dem Wasser, und in vielen Fällen junge Leute, „Manderl und Weiberl" beisammen.

Durch die stille Frühlingsnacht wanderte Gerhard zurück; die Stimmen des Tages waren verstummt, kein Flattern, kein Vogellaut mehr. Im dunkel ruhenden Walchensee spiegelten sich goldklar die Sterne, — und in dieser still-verschwiegenen Nacht wachte in der Seele des einsam Wandernden wieder die Sehnsucht auf und sprach Katharinas geliebten Namen, und sie wandelte neben ihm und lächelte und winkte, bis er sie leise rief, — da zerflatterte die holde Täuschung, und er beschleunigte den Schritt, um der tiefen Sehnsucht zu entfliehen, die doch bei ihm blieb und ihn nicht losließ, bis er in seinem Stübchen in festen Schlaf versank. —

Oheim und Neffe.

Jerome, der schweigsame Kammerdiener Marcel Beaulieus, bediente seinen Herrn bei der Morgentoilette.

Der junge Mann hatte, wie er es fast täglich zu thun pflegte, das Bett kurz vor elf Uhr verlassen und vertauschte nun den eleganten sammtnen Schlafrock und die goldgestickten Pantoffeln mit einem vollständigen Tagesanzug.

Jeromes aufmerksames Auge verließ seinen Herrn keine halbe Minute, jeder Wink, jede leiseste Bewegung hatte eine eigene Bedeutung und wurde pünktlich befolgt. Das reichgestickte, mit Krone und Monogramm versehene Taschentuch wurde parfümirt und regelrecht in die obere Rocktasche placirt, die Cravatte ein wenig höher gerückt, die Manschetten mit den Brillantknöpfen aufgestreift,—dann eine leichte Drehung des auf Rädern gehenden großen Toilettenspiegels, der dem jungen Elegant, wie er nachlässig-müde im Lehnsessel ruhte, die ganze tadellose Erscheinung von Kopf bis Fuß zurückstrahlte; — — eine leichte Handbewegung — und Jerome, der sich, verschiedene Toilettenrequisite in der Hand, bereits auf den Fußspitzen nach der Richtung des Schlafgemachs entfernt hat, fliegt zu seinem Herrn zurück.

Außer Herr von Marburg niemand vorzulassen!

Der galonirte Schatten verschwindet, und Marcel stößt mit der Fußspitze den Spiegel zurück, daß er in eine Ecke ins Zimmer hineinrollt und sieht, die graden, schwarzen Brauen zusammengezogen, nachdenklich zu Boden. Wenn einer seiner Genossen den heitern, leichtlebigen Mann so sähe, — es wäre ihm ein sehr befremdlicher Anblick, denn das nachdenkliche Gesicht hält sehr lange vor, und die Brauen ziehen sich immer finsterer zusammen. Wie jemand, der um jeden Preis etwas abzuschütteln bemüht ist, greift er jetzt in seine Brusttasche und zieht einen Brief hervor, den er eilig entfaltet — eine zierliche Handschrift, alle vier Seiten dicht und eng beschrieben. — Die Genossen würden Marcel auch jetzt nicht wiedererkennen, wenn sie ihn beobachten könnten, — denn wohl ist ein Lächeln auf seinem Antlitz erschienen, wie er den Brief liest, aber dies Lächeln ist himmelweit verschieden von demjenigen, mit welchem siegessichere junge Cavaliere ihre pikanten Liebesbriefchen studiren! Es ist nichts Selbstbewußtes, nichts Ueberlegenes, am allerwenigsten etwas Frivoles in diesem Lächeln, — zärtlich und glücklich ist es, und dazu blicken die sonst muntern schwarzen Augen tief schwermüthig, wie er jetzt den Brief rasch emporhebt und die Lippen leidenschaftlich auf die Unterschrift preßt. Nun sinkt die Hand mit dem Briefe schlaff herab, und der alte, düster brütende Ausdruck, der diesen Zügen so seltsam steht, erscheint wieder.

Herr von Marburg!

Jerome schlägt feierlich die rauschenden Thürvorhänge auseinander, und Marcel springt elastisch auf, den Brief in der Hand zusammendrückend, und geht seinem Oheim entgegen.

Eine gewisse Aehnlichkeit der hohen, eleganten Gestalten mit der halb vornehmen, halb nachlässigen Haltung ist unverkennbar — fließt doch dasselbe Blut in ihren Adern—Marcels Mutter war die ältere Schwester des Herrn von Marburg. Seit Jahren haben Oheim und Neffe einander nicht gesehen und ihr Briefwechsel war nie ein besonders lebhafter gewesen. Die beiden mustern einander mit raschem, messendem Blick und schütteln sich dann die Hände.

Lange nicht gesehen, Marcel! Du siehst übrigens vorzüglich aus!

Danke schön, bester Onkel! Bitte, nimm Platz,—nein, nicht dort, der Fauteuil dürfte dir unbequem sein, in diesem sitzt sichs angenehmer! Ich höre, du bist in Geschäften hier.

Ja, in sehr langweiligen, die mich voraussichtlich einige Zeit in München festhalten werden.

Du sehnst dich nach Paris zurück, wie?

Das möchte ich nicht behaupten! Die ewigen Emotionen dieser Stadt des raffinirten Vergnügens gehen zuletzt auf die Nerven — und der französischen Frauen wird man schließlich auch überdrüssig.

Müssen es immer französische sein, Onkel? Man findet in Paris ja jede Nation vertreten und hat Wahl und Qual, soviel man will.

Herr von Marburg zuckte die Achseln.

Wenn man so jung ist, wie du, mag das wohl ein Vergnügen sein, unsereins findet dabei kaum mehr Amusement!

Du scheinst im schönen Frankreich mit dem englischen Spleen behaftet worden zu sein, es klingt eine weltschmerzliche Empfindung aus deinen Worten — vielleicht bist du europamüde—da würde ich dir Australien oder Sibirien empfehlen, was neuerdings sehr fashionable geworden ist!

Danke für den guten Rath, ich gedenke vorläufig hier zu bleiben.—Aber nun zu dir, Marcel! Wie steht es mit deiner Kunst, bist du fleißig gewesen? Ich ging gestern flüchtig, die Kataloge der Pinakothek und der übrigen Ausstellungen durch, fand deinen Namen aber nirgends. Wie geht das zu?

Sehr einfach, Bester! Weil dein berühmter — ich sollte wohl lieber sagen: berüchtigter — Neffe jedes Bild frischweg von der Staffelei, noch glitzernd vom frischen Firnis, den Manichäern in den Rachen werfen muß, um den größten Jammer vorerst zu stillen. Was diese lieben Leutchen dann mit den unsterblichen Schöpfungen meines Pinsels des weitern beginnen, weiß ich nicht; vermuthlich verdienen sie zehnmal soviel daran, als ich!

So so! Ich dachte, deine Angelegenheiten wären einigermaßen wenigstens arrangirt!

Weit entfernt, Onkelchen! Ich darf wohl sagen—im Gegentheil!

Herr von Marburg faßte mit beiden aristokratischen Händen seinen wohlgepflegten Bart und zog ihn langsam durch die Finger. Seine müden Augen fixirten den Neffen von unten auf.

Du hast natürlich auf meine Hilfe gehofft!

Ich muß es zugeben! Du bist zum Glück ein sehr reicher Mann—

Ja, das bin ich! Freilich habe ich mich aus eigener Kraft dazu gemacht, es fand sich niemand, der mir die Wege geebnet hätte und so gütig gewesen wäre, meine Angelegenheiten zu ordnen. Aber lassen wir das — vielleicht war es gut für mich! Ich habe keinen näherstehenden Verwandten als dich und bin somit bereit, für dich zu sorgen, wenn — bitte, noch keinen Dank, Marcel! — wenn, sage ich, du auch deinerseits bereit bist, dich meinen Wünschen zu fügen. Es ist Zeit, daß du dich verheirathest — überlasse es mir, dir eine Braut auszusuchen, die deinem altadeligen Namen entspricht, und an dem Tage, welcher deine Verlobung mit jener Dame publizirt, sind deine sämmtlichen Verpflichtungen, über welche ich durch ein pünktliches Verzeichniß genau informirt zu sein wünsche, erledigt, und ich setze dir eine jährliche Rente aus, die dir eine standesgemäße Existenz sichert!

Marcel war aufgestanden und ans Fenster getreten — da war es nun gekommen, was er so lange gefürchtet hatte — die directe Einmischung des Onkels in seine Lebenspläne, die fixe Idee desselben, den Neffen, auf dessen Namen und Abstimmung er innerlich unsäglich stolz war, „standesgemäß", nach seinem eigenen Wunsch und Willen zu verheirathen! Entweder — oder! Der junge Mann kannte seinen Onkel und wußte bestimmt, daß es hier kein Drittes für ihn gab! Des Onkels Hilfe konnte er nicht entbehren — seine Lage war eine verzweifelte —, aber seine Bedingung konnte er ebensowenig erfüllen, es war einfach unmöglich! So aufgeregt aber auch diese Gedanken in seinem Kopf durcheinanderwirbelten, — — es war ihm doch aufgefallen, daß Herr von Marburg in seinem letzten Satz nicht das Wort „Universalerbe" ausgesprochen hatte, das er sonst so oft und gern betont und zu welchem Titel der einzige Sohn seiner verstorbenen Schwester, sein nächster Anverwandter, füglich auch ein Recht beanspruchen konnte! Jetzt hatte er einer „jährlichen Rente" erwähnt — was hatte das zu bedeuten? — Gleichviel, es mußte zur Klarheit kommen zwischen ihnen.

Onkel — Marcel wandte sich um und stützte die Hand leicht auf das Fensterbrett, der sorglose Ausdruck in seinen Zügen hatte einem tiefen Ernst Platz gemacht —, das Wort Ehe hat für mich einen sehr ernsten Begriff, ich nehme es damit, so sehr du dich auch darüber wundern magst, nicht leicht—möchtest du nicht mir allein die Entscheidung in einer so wichtigen Angelegenheit wie diese überlassen?

Nein! Du bist jung und vorschnell, ich bin überzeugt, daß du bei dieser allerdings wichtigen Frage verschiedene Punkte, die mir von großer Bedeutung sind, außer Acht lassen würdest. Daher habe ich beschlossen, für dich zu wählen—zu deinem Besten! Fügst du dich, gut — du kennst meine Bedingungen, ich werde sie Wort für Wort erfüllen, fügst du dich nicht, so ziehe ich meine Hand für immer von dir zurück!

Keine Muskel in dem regelmäßigen Antlitz des Lebemanns zuckte, die Augen blickten träge und gleichgiltig wie immer und die Hände unternahmen mechanisch wieder dasselbe Spiel mit dem Bart.

Marcel war leichenblaß geworden, er kämpfte sichtlich mit einer raschen, heftigen Entgegnung, die ihm auf den Lippen schwebte, denn sein Athem kam und ging stürmisch. Was hätte er darum gegeben, dem blasirten Egoisten seine Geldspenden, die er ihm in Aussicht gestellt, vor die Füße werfen, sich ganz und für immer von jedem Eingriff, in sein Schicksal befreien zu können! Aber ach! Sein grenzenloser Leichtsinn zwang ihn den Becher mit dem bittern Trank, gegen den sein Stolz, sein Selbstgefühl sich so heftig sträubte, in die Hand, er mußte ihn leeren bis zum Grunde. Er legte seine Rechte auf den Arm des vor ihm Sitzenden, bog sich zu ihm nieder und sah ihm mit seinen schönen, großen Augen warm bittend ins Gesicht.

Das Lebensglück hängt nicht an Adel und Titel, sagte er eindringlich, und ich hoffe, du hast mich ein wenig lieb, und es ist dir ganz gleichgültig, ob ich glücklich oder unglücklich werde! Glücklich aber kann ich niemals mit einem weiblichen Wesen sein, für welches mein Herz nicht selbst das erste Wort gesprochen hat! Wäre ich ein Großgrundbesitzer— es wäre etwas anderes! So aber—wer in der Welt kann und wird es einem armen Künstler verargen, selbst wenn er der letzte Abkömmling eines einst reichen und mächtigen Adelshauses ist, daß er bei der Wahl seiner Gattin weniger auf Stammbaum und Ahnen sieht als auf Geist und Herz! Komm, Onkel, laß die Bedingung fallen, sei einmal noch — das letzte Mal, ich verspreche es dir — gut und großmüthig, und ich will ein anderer, ein besserer Mensch werden und auf eigene Kraft fortan vertrauen, nicht mehr auf fremde Hilfe!

Aus seiner Stimme klang erschütternd eine innere Herzensangst — wo war die heitere Spottlust, der ewig bereite Witz des lustigen Gesellschafters geblieben?

Herr von Marburg zog seinen Arm zurück und erhob sich aus seiner bequemen Stellung.

Aus all dem ersehe ich, was ich bei deinen ersten Worten schon befürchtete: du hast ein ernstliches Attachement, irgend eine intime Liaison, die dir meinen Wunsch unmöglich erscheinen läßt! Nimm dich in Acht, Marcel! Ich denke, du kennst mich! Von dem Augenblick an, in welchem du meinen lang gehegten und sorgfältig durchdachten Plan durchkreuzest, sind wir fertig miteinander — fertig für immer. Das bedenke! Und nun antworte: habe ich recht mit meinem Verdacht?

Marcel blieb stumm.

Sein Oheim wartete ein paar Minuten, dann streifte er sorgfältig den abgezogenen Handschuh über seine Rechte.

Noch eins; ist es nur ein passageres Verhältniß, eine momentane Leidenschaft, aus welcher du dich nur jetzt nicht mit Anstand befreien kannst oder willst — fahre nicht so zornig auf, wenn ich dich bitten darf, es liegt keine Beleidigung in meinen Worten — oder ist die Sache ernstlicher — bist du gesetzlich gebunden?

Wieder dasselbe Schweigen. Das Haupt des jungen Mannes war tief auf die Brust herabgesunken, die Augen blickten starr vor sich hin.

Ich dachte es mir! Herr von Marburg sah nicht einmal mehr zurück, sacht zog er die Thür hinter sich zu und drückte im Vorzimmer dem harrenden Jerome mit freigebiger Hand ein blitzendes Geldstück in die Rechte.

Als der wohlgeschulte Kammerdiener in die Nähe des Salons kam, hörte er drinnen seinen Herrn ein paar Worte vor sich hinsprechen und dann laut auflachen, gleich darauf ein heftiger Glockenzug.

Ist der Maskenanzug zu heute Abend bereit, ganz fertig, bis ins Detail?

Der Schweigsame neigte das Haupt.

Punkt acht Uhr soll der Wagen vorfahren, — und hier, Jerome, machen Sie sich einen vergnügten Abend, wie ich es auch zu thun gedenke, wir wollen lustig sein—lustig sein! —

Darf ich hereinkommen, Gerhardchen? Frau Palmer hatte leise an ihres Sohnes Thür geklopft und steckte jetzt vorsichtig den Kopf ins Zimmer.

Ja, komm nur, ich bin gerade fertig.
Ah, wie schön!

Die alte Frau schlug bewundernd die Hände zusammen und ging im Bogen um ihren Sohn herum, als fürchte sie sich, ihn auch nur zu streifen.

Gerhard hatte das reiche und kleidsame Costüm Egmonts gewählt, da er sich Clärchen „spanisch" zeigt. Die enganliegenden Tricots, das Sammtwams mit den geschlitzten Seidenpuffen, der kurze dunkelrothe, mit hellem Atlas gefütterte Mantel, all das hob die hohe, stattliche Gestalt des Malers ungemein vortheilhaft hervor. Ueber der reichgefalteten Spitzenkrause trug er leicht und frei das Haupt mit dem breitkrempigen Sammthut, von dessen Rande stolze Straußenfedern nickten; die Hand am reichverzierten Gefäß des spanischen Degens, um den Hals eine funkelnde Ehrenkette, so stand er da und sah lächelnd auf seine Mutter nieder, die ihn in scheuer Freude kaum zu berühren wagte.

(Fortsetzung folgt.)

Zwangsvereinigung.

Keiner der mittel- oder südamerikanischen Politiker und Dictatoren neuester Zeit ist im Auslande so bekannt, wie Rufino Barrios, der sogenannte Präsident von Guatemala. Er steht seit 12 Jahren an der Spitze der genannten centralamerikanischen „Republik" und nennt sich ein verfassungsmäßiges Oberhaupt, doch beruht seine Amtsgewalt ganz ausschließlich auf seinem Heere von 40,000 Mann. Von den fünf Staaten Mittelamerika's ist Guatemala zwar nicht der größte, aber der volkreichste, denn es hat 1,300,000 Einwohner, während die übrigen vier zusammen nach der liberalsten Schätzung nicht ganz 1,500,000 haben. Doch nur 20,000 Weiße giebt es in Guatemala, über die Hälfte der Bevölkerung besteht aus Indianern, die noch etwas weniger civilisirt sind, als es ihre Vorfahren zu Cortez' Zeiten gewesen sein sollen, und der Rest setzt sich aus Negern und Mestizen zusammen. Die 20,000 Weißen besorgen aber selbstverständlich ganz allein die Regierung, und sie sind es, die Barrios sich dienstbar zu machen gewußt hat. In Honduras mit 350,000, Salvador mit 555,000 und Costa Rica mit 190,000 Einwohnern ist das Verhältniß zwischen Weißen und Indianern, bezüglich Negern und Mischlingen, nicht viel anders, als in Guatemala, Nicaragua hingegen hat unter seinen 400,000 Einwohnern verhältnißmäßig mehr Weiße aufzuweisen. Natürlich bilden trotzdem die Indianer und Mischlinge auch dort die weit überwiegende Mehrheit.

Es ist eigentlich selbstverständlich, daß bei einer derartig zusammengesetzten Bevölkerung von einer republikanischen Regierung überhaupt nicht die Rede sein kann. Barrios, der jedenfalls ein Mann von ungewöhnlich thatkräftigem Charakter ist, hat es daher im Laufe der Jahre leicht gefunden, seine persönliche Herrschaft nicht nur in Guatemala zu befestigen, sondern auch Geschöpfe seiner Willkür als „Präsidenten" in Salvador und Honduras einzusetzen. Er that dies, weil es stets sein Lieblingsplan war, die fünf Isthmus-Staaten mit einander zu vereinigen und sich selbst zum Herrscher über alle zu machen. Doch an Costa Rica und besonders an Nicaragua scheiterten alle seine Bemühungen. Nicaragua gab seine Aneigung gegen den Plan ganz besonders deutlich dadurch zu erkennen, daß es sich in dem bekannten Canal-Vertrage mit den Ver. Staaten von letzteren seine Unabhängigkeit gewährleisten ließ.

Ob nun gerade dieser Vertrag den Dictator Barrios bestimmt hat, allem Gerede ein Ende zu machen, oder ob er ohnedies den Zeitpunkt zum Handeln für gekommen hielt, genug, er hat vor einigen Tagen den kühnsten Handstreich gewagt, der selbst in der Geschichte südamerikanischer „Republiken" noch jemals vorgekommen sein dürfte. Er hat nämlich einfach durch Erlaß „die Vereinigung der centralamerikanischen Staaten für vollendet erklärt und zur Verwirklichung derselben den militärischen Oberbefehl übernommen." Also ohne erst um die Zustimmung von Honduras und Salvador zu bitten und gegen den ausdrücklichen Wunsch und Willen Nicaragua's und Costa Rica's hat er eine Union geschaffen und sich zum Dictator über dieselbe aufgeworfen. Es ist auch höchst wahrscheinlich, daß dieser unerhört kühne Staatsstreich glücken wird, denn höchstens die beiden letztgenannten Staaten werden es auf einen Krieg mit Barrios ankommen lassen, während die erstgenannten dem Usurpator eher noch helfen werden. Nicaragua und Costa Rica aber können nicht mehr als 10,000 Mann einschließlich der Miliz in's Feld stellen, während Barrios 50,000 regelmäßige Soldaten zur Verfügung hat. Desgleichen sind die Einkünfte der drei zum Dictator haltenden Staaten gerade fünfmal so groß als diejenigen der beiden widerspenstigen Staaten, nämlich $10,000,000 gegen $2,000,000. Der Ausgang kann somit nicht zweifelhaft sein, denn die Ver. Staaten haben den Nicaragua-Vertrag noch nicht angenommen, sind folglich auch nicht verpflichtet, die Unabhängigkeit Nicaragua's zu vertheidigen und werden es freiwillig gewiß nicht thun. Eine andere Wendung könnte die Sache dann nehmen, wenn es sich herausstellen sollte, daß die französische Regierung im Interesse des Panama-Canals den Barrios zu seinem letzten Unternehmen aufgestiftet hat. Dann könnten die Ver. Staaten sich am Ende doch bewogen fühlen, ein Wörtchen in die Angelegenheit mitheinzureden.

An sich wäre die Vereinigung der fünf mittelamerikanischen Staaten für letztere selbst jedenfalls ein Glück. Vereinzelt bedeuten sie gar nichts, vereint können sie wenigstens nach Außen hin sich etwas mehr Ansehen verschaffen. Und was Barrios anbetrifft, so ist er ohne Zweifel ein Gewaltmensch, aber die Thatsache ist nicht abzustreiten, daß unter seiner Herrschaft Guatemala der blühendste, reichste und kräftigste Isthmus-Staat geworden ist. Die Ansichten über den Dictator sind sehr verschieden. Seine Bewunderer vergleichen ihn mit Juarez und Simon Bolivar. Sie rühmen ihm nach, daß er die Macht der Kirche gebrochen, die Keime der Bildung in seinem Lande gepflanzt und letzteres auf die Bahn des Fortschrittes gebracht hat. Hingegen behaupten seine Gegner, daß er schlimmer wüthet, als Nero und Caligula und daß seine Behandlung von Männern und selbst Frauen, die sich seinen Plänen widersetzen, an die scheußlichsten Greuelthaten blutiger Barbaren erinnert. Höchst wahrscheinlich liegt auch hier die Wahrheit in der Mitte, ist Barrios von übergroßer Menschlichkeit nicht angekränkelt, wohl aber einsichtig genug, um den materiellen Fortschritt und die Bildung seines Landes zu fördern. Auf alle Fälle steht er dicht vor der Verwirklichung seines Lebenstraumes.

Eine gute Natur.

Dieser Tage ist in dem Dorfe Dingman in Poke Co., Pa., der reiche Fleischer und Viehhändler William Brown im Alter von 66 Jahren gestorben. Derselbe kam vor 40 Jahren aus England dahin und hat durch den Betrieb seiner beiden Geschäfte ein bedeutendes Vermögen erworben. Seine Hauptbeschäftigung bestand darin, daß er mit seinem Wagen, den er mit frischem Fleische beladen hatte, im County umherfuhr und das Fleisch verkaufte. Den Beschluß dieser Fahrten machte er täglich in dem Städtchen Milford, welches drei Meilen von Dingman entfernt ist, und das er immer erst spät in der Nacht und so betrunken verließ, daß er auf den Wagen gehoben werden mußte. Unzählig oft ist er von solchem gefallen und hat viele Dutzende von Bein-, Arm- und Rückenbrüchen erlitten, die jedoch immer im Handumdrehen heilten.

1871 verkaufte er seine Schlächterei an zwei Franzosen, die Gebr. Jordan, fing jedoch gleich darauf wieder an, Vieh zu schlachten und das Fleisch auszufahren. Kurz darauf wurde er besinnungslos im Walde aufgefunden; Kopf und Gesicht glichen einer blutigen Masse, die Aerzte erklärten, er könne nur noch Stunden leben, aber Brown blieb einen Monat ohne Bewußtsein und nahm schon 14 Tage später, fürchterlich entstellt, aber gesund und kräftig sein Geschäft wieder auf. Bei jener Gelegenheit war er auch um $1,500 beraubt worden. Gegen die Gebr. Jordan wurde Anklage erhoben, sie wurden wegen Mangels an Beweisen freigesprochen, verließen aber die Gegend. Brown hat bis wenige Tage vor seinem Tode sein früheres Leben fortgesetzt und sich unendlich oft noch Beschädigungen zugezogen, denen jeder Andere erlegen sein würde.

Verschiedenes.

— „Il Popolo Romano" meldet aus Florenz: „Die junge Gattin des Bankiers Rosetti befand sich am 17. v. Mts. im großen Seidenmagazin der Via Ceretani, um dort Einkäufe zu besorgen. In ihrer Begleitung befand sich ein reizendes Kammermädchen, und als Letzteres das Sacktuch herauszog, fiel ein Briefchen zu Boden. Ein Commis beeilte sich, das Billet aufzuheben und zu überreichen, und die Dame erkannte im Fluge die Handschrift ihres Gatten. In rasender Wuth warf sie sich auf das Mädchen, um ihr den Brief zu entreißen. Dieses vertheidigte sich wie eine Löwin und als sie sah, daß ihre Kräfte abnahmen, steckte sie das Briefchen in den Mund, um es zu verschlingen. Als ihr dies nach gräßlichem Würgen gelungen, hatte auch der Paroxysmus der Bankiersgattin den Höhepunkt erreicht. Wie wahnsinnig packte sie die Rivalin am Halse und drückte ihr die Kehle derart zu, daß das arme Mädchen in schwer verletztem Zustande in's Spital gebracht werden mußte. Der weibliche Othello hat kaum das siebzehnte Jahr überschritten; sie hatte sich im letzten Mai vermählt."

— In Hirschfelde in Sachsen ist vor einigen Tagen ein Meteor niedergegangen und auf das Schieferdach des Wagenbauers Offermann mit solcher Gewalt aufgeschlagen, daß die davon getroffene Tafel Schiefer zertrümmert worden ist. Stücke des Meteors bis zu einem halben Pfund im Gewicht hat man am nächsten Morgen in dem Offermann'schen Garten zerstreut aufgefunden. Der Stein ist dunkelgrün, trägt große Unebenheiten an sich, welche, durch ein Vergrößerungsglas betrachtet, wie krystallisirte oder überglaste Felsengrotten mit tiefen Schluchten und Vorsprüngen aussehen. Der Stein hat einen salpeterartigen Geschmack, auch befinden sich noch ganz weiche Stellen daran.

— Man schreibt aus Stuttgart, 23. Febr. Trotz Schiller, Uhland, Wieland und anderer Klassiker der deutschen Sprache, die in Württemberg geboren sind, ist hierzulande die Hof- und Kanzleisprache so ausgebildet, wie irgendwo. In den letzten paar Monaten waren ergötzliche Stilblüthen dieser Kunstsprache zu lesen. In einem Berichte des „Staatsanzeigers" über das Befinden des Königs Karl von Württemberg ist schlechthin davon die Rede, daß sich die „Allerhöchste Gesundheit" in der letzten Zeit gebessert hat. In dem höfischen Programm für die Leichenfeier des Prinzen August von Württemberg läßt man die „hohe Leiche" desselben auf dem Bahnhof ankommen, dann wird die „hohe Leiche" im Wagen nach der Kirche gefahren und nach verschiedenen anderen Stellungen wird endlich die „hohe Leiche" in die Gruft gesenkt. In diese Kategorie von Kanzleistilistik gehört auch, daß die Kammern zum 3. März zur Wiedereröffnung der Verhandlungen nach Stuttgart „befohlen" werden.

— In Moskau trat dieser Tage ein Generallieutenant, der Träger eines angesehenen historischen Namens, in einen Juwelierladen und ließ sich verschiedene Gegenstände vorlegen, ohne etwas zu kaufen. Dagegen brachte er durch eine höchst geschickte Fingerfertigkeit, die den Neid des verstorbenen Bellachini hervorgerufen hätte, zu Wege, ein kostbares Bracelet in seiner Generalsuniform verschwinden zu lassen. Glücklicherweise wurde dieses Taschenkunststück des strammen Kriegers, dessen Brust mit Orden bedeckt war, der im Kaukasus und im Schipkapaß wacker gekämpft hat, von einem Anwesenden bemerkt. Der Commis ersuchte den General höflichst, das „irrthümlich" eingesteckte Kleinod herauszugeben; der Generallieutenant warf sich in die Brust und wies mit Entrüstung die Beschuldigung zurück. Es blieb nichts übrig, als die Polizei zu rufen, die in dem General einen alten Bekannten erkannte, der schon öfters solche Späße ausführte. Mit aller seinem Range und seiner Uniform zukommenden Rücksicht, wurde seine hohe Excellenz einer leiblichen Visitation unterzogen und der fragliche Schmuckgegenstand aus einer tiefen „Diebstasche" an's Licht der Welt gebracht. „Winowati" (ich bitte um Entschuldigung), äußerte der Dieb in der Generallieutenantsuniform, „ich......ja man sagt, ich leide an der Kleptomanie" (Stehlsucht),—und zog ungeschoren seiner Wege.

— Im Berliner Panoptikum ereignete sich dieser Tage eine aufregende Scene. Vergnügt und lustig Allotria treibend, saßen die Zulus in lebhafter Unterhaltung, angestaunt von der wie immer dichtgedrängten Menge, als ihr Manager, Mr. Behrens, aus einem Stück Papier einen Fischkopf auswickelte und ihnen zeigte. Die Wirkung war eine urplötzliche. Mit allen Anzeichen des Entsetzens, laut aufschreiend und zitternd, ergriffen die Zulus die Flucht. Von dem Podium sprangen sie herab, mitten in die Besucher hinein, rissen einige Leute um, die sich nicht auf den Füßen zu halten vermochten und flohen durch die Säle, unaufhaltsam, sich mit angstverzerrten Gesichtern umschauend. Mit Mühe beruhigte man sie erst nach geraumer Zeit. Der Manager selbst hatte keine Ahnung, daß die den Zulus zugeschriebene Abneigung gegen Fische so nachdrückliche Form angenommen. In ihrer Vorstellung verbindet sich mit dem Fisch etwas Entsetzliches, Teuflisches, Fetischhaftes, und der „Medizinmann" der Gesellschaft schlug bald eine Art Beschwörungssang an, der sie von dem Unreinen, das die Nähe des Fisches brachte, wieder befreien sollte. Der Referent der „Nat.-Ztg." hatte Gelegenheit, noch nach langen Stunden die Nachwirkung jenes Eindruckes zu beobachten. Die bloße Erwähnung des Wortes „Fisch" brachte die Zulus in wilde Flucht. Sie sprangen auf und griffen nach ihren Waffen, wie um sich gegen einen Ueberfall zu schützen. Der Häuptling hatte, weil der Fischkopf mit seiner wollenen Decke in Berührung gekommen, dieselbe fortgeworfen und war nicht mehr zu bewegen, sie umzunehmen. Der Manager, Mr. Behrens, hatte die Geistesgegenwart, den Zulus späterhin vorzureden, daß der Fisch einem Gasthaus, in dem er selbst speise, entstamme. Denn wenn sie gewußt hätten, daß er aus der Küche des Panoptikum Kochs kam, aus welcher sie selbst ihre Mahlzeiten beziehen, so würden sie lieber verhungern, als dort noch einen Bissen essen. Die Ursache des Grauens vor dem Fisch hat Niemand von den mit den Sitten der Wilden vertrauten Personen angeben können. Genug, es ist da, und es ist so grenzenlos, daß es die riesenstarken Männer vollständig entnervte.

— Gedankensplitter. Ein Theil der Selbstbeherrschung, die man oft haben muß, um einen Fehler zu verbergen, würde, richtig angewendet, hinreichen, sich denselben abzugewöhnen.

Aus der Berliner Gesellschaft.

Eine allgemein verehrte Dame aus dem renommirtesten Hause von Berlin NO., welche seit undenklichen Zeiten in ihren Kreisen Jugend und Anmuth repräsentirte, hat sich ganz plötzlich entschlossen, bei Gelegenheit der Silberhochzeit ihrer jüngsten Tochter in das alte Register zu treten.

Sie hat bereits sämmtliche Schönheitsmittel in Paris abbestellt und will auch vom März an das Haar nicht mehr färben. Die Familie befindet sich in erklärlicher Aufregung.

* * *

Vor 25 Jahren war ein bedeutender Schauspieler Norddeutschlands mit der vergötterten Prima-Donna einer größeren süddeutschen Stadt in ein Ehebündniß getreten. Da beide auf Lebenszeit engagirt sind und, ihrer großen Beliebtheit wegen, schlecht abkömmlich waren, hatten sie sich damals auf halbem Wege in Hof (10 Minuten Aufenthalt) trauen lassen. Mit großer Treue haben sie seitdem an jedem Gagetage Briefe gewechselt.

Im März feiern sie nun die silberne Hochzeit in derselben Weise wie die grüne, ebenfalls in Hof. Zahlreiche Kinder und Schwiegerkinder werden ihnen diesen Tag zu einem unvergeßlichen machen.

* * *

Ein uralter Major aus den Freiheitskriegen kam vor einiger Zeit in den unvermutheten Besitz einer amerikanischen Erbschaft. Sofort beschloß er, sich wieder zu verheirathen. Seine Wahl fiel auf die drei Töchter eines verstorbenen Jugendfreundes seines jüngsten Sohnes, und er hielt bei der Mutter um eine der sechs Hände an. Da der Major blind ist, sollten die jungen Damen über die Wahl entscheiden. Die Aelteste loste sich frei. Die Zweite mußte auf ein Jahr zurückgestellt werden, und da der Major nicht warten wollte, wurde die Dritte eingezogen.

Sie ist 17 Jahre alt, lebhaft, sehr hübsch und verspricht, nach einigen Jahren eine reizende junge Wittwe zu werden.

* * *

Von einem unserer bedeutendsten Ohrenärzte erscheint in diesen Tagen eine Broschüre; „Die Kunst, in 24 Stunden das Clavierspiel zu verlernen". Diese lehrreiche Schrift wird allen talentlosen Dilettanten, welche den ganzen Tag ihren Nachbarn in den Ohren liegen, dringend ans Herz gelegt, und sollte selbst in den kinderlosesten Familien auf keinem Flügel, Pianino oder Harmonium fehlen. (Kladderadatsch.)

— Der Gipfel der Faulheit. „......Ich sage Ihnen, der Mensch ist so faul, daß es ihm sogar beschwerlich ist, die Umdrehungen der Erde mitzumachen."

— Ein kleiner Knabe, aus der Schule kommend, erzählt der Mutter: Mama, unser Gesanglehrer hat heute zu mir gesagt: „Du hast ja eine Stimme wie eine Kaffeemühle!" — Er bekommt im Gesang auch eine schlechte Censur; nach einiger Zeit berichtet er der Mutter: Mama, diesmal werde ich im Gesang wohl ein besseres Zeugniß bekommen; der Lehrer hat heute gesagt: „Junge, du singst wie ein Rabe!" — Denk dir, Mama, nun singe ich doch schon wie ein Vogel.

— Afrika ist jetzt insofern das Festland par excellence, als ohne ein Stück Afrika sich keine öffentliche Festlichkeit mehr abspielen zu können scheint.

— Hausmittel. Elschen: „Warum küßt nur Onkel Gustav seine Braut immer!" — Gouvernante: „Damit sie nicht in Einemfort—singt."

— Matrosen-Seufzer. „Herrgott! am End' geht's Schiff unter — und g'rad heut' hätte mer Pökelfleisch mit Erbse bekomme!"

— Netter Adel. „......Schweig nur still! Du kannst hier gar nicht mitsprechen, Du bist ja nicht von Adel!" — Anna: „O je! Den Adel konnte man sich in früheren Zeiten kaufen!" — Olga: „Ja — aber der Adel war ganz enorm theuer?" — Anna: „Nun, für ein paar hundert Gulden bekam man schon einen ganz netten!"

— Zarter Wink. Herr: „Sie können mir wohl etwas Feuer geben?" — Schusterjunge: „Feuer? Det können Sie haben; wenn Sie mir aber um eene Cigarre anjesprochen hätten, ick wäre in die jrößte Verlegenheit jekommen."

— Aus dem Gerichtssaal. Richter: „Ihr seid also des Holzdiebstahls vollkommen überwiesen. Seid Ihr wegen eines derartigen Vergehens schon einmal bestraft worden?" — Angeklagter: „Nein, Herr Richter, bis jetzt hat mich noch Niemand dabei erwischt!"

— Guter Trost. A: „Hast Du denn nichts von unserm Freund Emil gehört? Der soll nun auch noch das Vermögen seiner Frau verspielt haben und jetzt ganz auf dem Trock'nen sitzen; was soll nur noch aus ihm werden?" — B: „Ach, um den ist mir nicht bange; hat er so viel durchgebracht, wird er wohl sich selbst auch noch durchbringen!"

— Dichtung und Wahrheit. „Nein, wie die Professorin dort wieder mit dem Lieutenant kokettirt! Wie alt mag die wohl sein?" — „Sie mag 25 sein, ist aber 37!"

— Gut gemeint. Arzt: „Der Fall bei Ihrer Frau ist sehr bedenklich und es wäre mir lieb, wenn Sie noch einen Spezialisten zur Consultation beiziehen würden. — Mann: „Sehen S', Herr Doktor, da hab' halt ich einmal wieder recht! Schon lang' red' ich meiner Frau zu, sie soll einen ordentlichen Arzt fragen—aber immer hat si' g'meint, es könnt' Sie verdrießen!"

— Neid. „Wie freue ich mich, daß ich in letzter Zeit so gewachsen bin," sagt Fräulein Amalie zu ihrer Freundin; „hauptsächlich mein Hals ist wirklich bedeutend länger und schöner geworden!" — „Da bilde Dir ja nichts darauf ein," entgegnete die Andere, „lange Hälse sind jetzt gar nicht mehr modern!"

— Rücksichtsvoll. „......Ich werde also die Ausstellung Ihres Bildes übernehmen, nur möchte ich Sie bitten, Ihren Namen doch noch einmal in recht großen und deutlichen Lettern darüber zu schreiben!" — „Aber wozu das? Ich finde das durchaus unkünstlerisch!" — „Ja sehen Sie, ich gehe da am Ende mit meinem Zartgefühl zu weit — aber ich möchte eben doch nicht, daß vielleicht gar jemand Anderer in Verdacht käme!"

— Entrüstung. „Du, Papa, wann bekomm' ich den Säbel, den Du mir versprochen hast?" — „Du bist ja noch immer nicht brav, und hast mir doch auch versprochen, es zu sein!" — „Wann soll ich Dir das versprochen haben?"

— Ein Ungläubiger. „Hier meine Hand! Sie bekommen meine Tochter zur Frau und ein Heirathsgut von 20,000 Mark; davon gebe ich Ihnen 5000 Mark gleich nach der Hochzeit und den Rest so nach und nach, wie mir meine Außenstände eingehen." — „Abgemacht, lieber Schwiegervater, aber — mit dem Heirathen warten wir lieber, bis Sie Alles beisammen haben."